

Jürgen Breest

**Die Tote
vom
Domshof**

Bremen-Krimi



Igel Verlag *Literatur*

Breest, Jürgen:

Die Tote vom Domshof. Bremen-Krimi

1. Auflage 2013 | ISBN 978-3-86815-659-1

Lektorat Kerstin Uhing

© IGEL Verlag Literatur & Wissenschaft, Hamburg, 2013

Alle Rechte vorbehalten.

www.igelverlag.com

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der

Diplomica Verlag GmbH

Herrnmanstal 119 k, 22119 Hamburg

Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen
Nationalbibliografie.

Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

Er spürte das sanfte Stupsen der feuchten Hundeschnauze an seiner rechten Hand und tastete seufzend nach dem Schalter der Nachtschlampe. Ein Blick auf die Uhr bewies einmal mehr das erstaunliche Zeitgefühl von Sanna, der grauweißen Terrier-Hündin. Halb fünf, Zeit für den Morgengang. Es hatte lange gedauert, bis er sich daran gewöhnt hatte, so früh aufzustehen, er hatte zunächst versucht, das Tier zu einem späteren Aufbruch zu erziehen, aber Sanna hatte erbarmungslos darauf bestanden, daß nach ihren Zeitvorstellungen ausgegangen wurde, hatte mit Miefen und Bellen ihre Wünsche demonstriert und sie durch Verrichten ihrer Notdurft auf die Auslege-ware unterstrichen.

Er hatte nur die Wahl gehabt, den Hund wegzugeben oder sich seinen Bedürfnissen zu unterwerfen. Da er nicht grausam sein und als verwitweter Rentner die Gesellschaft der ansonsten überaus charmanten Hündin nicht missen wollte, hatte er sich schließlich gefügt und es verstanden, für sich das Beste aus der Situation zu machen. Es hatte ja durchaus seinen Reiz, frühmorgens, wenn die Stadt noch im Schlaf lag, eine Runde durch das Zentrum zu drehen, das tagsüber wegen der vielen Passanten für einen Gang mit Hund eher ungeeignet war. Außerdem hatte er sich angewöhnt, gegen fünf wieder ins Bett zu gehen und bis halb acht noch einmal fest zu schlafen, das wohligh knurrende Tier an seiner Seite.

Also schlüpfte er jetzt schnell in seine Kleider, die er schon bereit gelegt hatte einschließlich Wollmütze und Wintermantel, zog die gefütterten Stiefel über die nackten Füße und legte Sanna Halsband und Leine an, was sie mit fröhlichem Schwanzwedeln quittierte.

Sie verließen die kleine Wohnung in der Kolpingstraße und liefen über Dechanatstraße und Balgebrückstraße zur Domsheide und an der ‚Glocke‘ vorbei zum Dom. Sanna fand die Domtreppen, die nach Bremer Sitte von unverheirateten Dreißigjährigen gefegt werden mußten, damit sie aus ihrem Single-Dasein erlöst wurden, immer besonders interessant und schnüffelte ausgiebig. Zu dieser Tageszeit nahm auch niemand Anstoß daran, wenn sie hier schnell ein kleines Geschäft erledigte.

Trotzdem schaute er sich nach allen Seiten um, wenn Sanna zur Sache kam, besonders wenn sie ein Häufchen setzte, das er zwar mit einem Plastikbeutel entfernte, das aber doch gewisse Spuren hinterließ. Irgendwie war ihm Sannas Kreatürlichkeit in solchen Momenten peinlich, und er war jedesmal heilfroh, wenn es keine Zeugen gab.

Als sie das Bismarck-Denkmal neben dem Dom erreicht hatten, zog Sanna plötzlich heftig an der Leine und zerrte ihn über den Domshof zu einer grünen Plastikplane, in die etwas eingewickelt war. Im trüben Licht der Straßenlaternen wirkte das merkwürdig und unheimlich, zumal das Paket an einer Stelle abgelegt war, die er gut kannte, neben dem ‚Spuckstein‘, dem Platz, an dem Giftmörderin Gesche Gottfried hingerichtet worden war. Als er näher trat, entdeckte er eine menschliche Hand mit rotlackierten Fingernägeln, die aus dem Paket herausragte.

I

Eine Fliege brummte gegen die Windschutzscheibe und störte sie beim Fahren. Wo kam jetzt, Mitte Dezember, eine Fliege her und in ihren Wagen? Sie versuchte, das lästige Insekt am Glas zu zerdrücken. Vergebens. Es entwichte. Nur der Wagen geriet leicht ins Schlingern. Laß sie leben, sagte sie sich. Wer weiß, wie viele Tage ihr noch vergönnt sind.

Vielleicht hatte das milde Wetter das Biest aus dem Winterschlaf geweckt, nachdem es sich unter einem der Sitze häuslich eingerichtet hatte. Vielleicht hatte es sich von Brotkrümeln und anderen Speiseresten aus den Fußmatten ein Vorratslager angelegt, um das Überwintern zu sichern. Jedenfalls wirkte es munter und lebensfroh, als es jetzt seine Runden durch den Wagen drehte.

Ellen mußte lachen. Vielleicht habe ich es mit meiner guten Laune angesteckt, dachte sie, denn sie freute sich auf das Mittagessen. Benno hatte sie vor einer Stunde angerufen und gefragt, ob sie nicht über Mittag nach Hause kommen wollte, ihm sei ein Fahrschüler wegen Grippe ausgefallen, so daß er schnell einkaufen und etwas kochen könnte. Sie hatte Kollegin Kirsten um Vertretung bei einem Elterngespräch gebeten, denn ein Mittagessen außer der Reihe mitten in der Woche war sehr verlockend, zumal Benno ein fabelhafter Koch war. Normalerweise begnügte sie sich mittags mit Obst und Joghurt oder einer Kleinigkeit in einem Schnellimbiß und stillte ihren großen Hunger erst am Wochenende, wenn Benno aus der Küche nicht mehr wegzudenken war.

Sie kam aus Horn, wo sie eine junge Mutter mit drei kleinen Kindern besucht hatte, deren geschiedener Mann spurlos verschwunden war, so daß sie jetzt ohne Unterhaltszahlungen dasaß. Sie hatte ihr Mut zugesprochen und erst einmal dreihundert Euro aus eigener Tasche zugesteckt. Die Verlegenheit und Dankbarkeit der jungen Frau hatten sie gerührt. Sie half gern aus, auch wenn es den Sozialarbei-

tern untersagt war, mit privatem Geld einzuspringen. Die anderen konnten sich das auch gar nicht leisten bei den niedrigen Gehältern, aber warum sollte sie nicht von dem vielen Geld, das ihr Vater ihr vermacht hatte, ein bißchen an wirklich Bedürftige weitergeben?

Sie summite die Arie der Violetta aus dem ersten Akt von ‚La Traviata‘ vor sich hin, als sie von der Schwachhauser Heerstraße in den Schwachhauser Ring abbog. Nun hatte sie es nicht mehr weit bis zur Thomas-Mann-Straße, wo sie mit Benno ein Einfamilienhaus besaß. Zwar hatte sie das Haus bezahlt, denn als Fahrlehrer verdiente er nicht gerade üppig, Ellen hatte aber trotzdem ihren Mann als Miteigentümer eintragen lassen. Bis zum Tod ihres Vaters hatten sie in einer bescheidenen Wohnung in Hemelingen gewohnt und genossen nun umso mehr, ganz für sich zu sein und einen schönen Garten zu besitzen. Sie hatten viel Platz, denn Lutz war schon vor zwei Jahren ausgezogen und hatte sich in Horn eingemietet, und auch Frank wollte sich gleich nach dem Abitur etwas Eigenes suchen. Gemischte Gefühle hatte dieser Drang der Söhne, das Elternhaus nach der Schulzeit so schnell wie möglich zu verlassen, bei ihr ausgelöst. Einerseits vom Kopf her die Einsicht in die Notwendigkeit der Abnabelung, andererseits vom Bauch her Enttäuschung und die bittere Erkenntnis, daß man nicht mehr gebraucht wurde. Ach, was soll’s, dachte sie und lachte. Jedenfalls hob sich jedes Mal, wenn sie den Wagen aufs Grundstück fuhr und wie jetzt neben dem Fahrschul-Golf ihres Mannes abstellte, ihre Stimmung. Ein gepflegter Winkelbungalow ganz in Weiß mit großen Fenstern wartete auf sie. Und darin ein Mann, der sie immer noch begehrte, obwohl sie schon sechszwanzig Jahre verheiratet waren.

Noch schnell ein Blick in den Schminkspiegel in der Sonnenblende. Alles in Ordnung. Sie fuhr einmal mit der Hand durch ihr kurzgeschnittenes, dunkelbraunes Haar, in dem sie graue Strähnen duldete. Ansonsten keine Spuren des Alters, keine Falten um Augen und Mund, und den Hals versteckte sie mit hochstehenden Kragen oder Seidentüchern. Ihre Ähnlichkeit mit der Fernsehfrau Maybritt Illner, auf die sie oft angesprochen wurde, störte sie nicht, sie war

selbstbewußt genug, um sich nicht als Doublette zu empfinden. Allerdings betonte sie ihre Attraktivität überhaupt nicht, weder durch Schminke noch durch auffallende Kleidung. Sie trug mit Vorliebe Jeans und Pullover und darüber jetzt im Winter einen blauen Anorak. Teure Klamotten hätten sie in ihrem Beruf unglaublich gemacht. Deshalb fuhr sie auch einen älteren kleinen Audi. Sie wollte niemandem zeigen, daß sie Geld hatte.

Als sie die Haustür öffnete, überfiel sie der Duft von gebratenem Fleisch und gerösteten Zwiebeln.

„Oh, Benno, das riecht ja fabelhaft!“ rief sie und putzte sich die Füße ab, denn die toskanischen Fliesen in der Diele waren so prächtig, daß man sie kaum zu betreten wagte, schon gar nicht mit Straßenschuhen.

„Bin gleich fertig, Schatz. Du kannst dich schon an den Tisch setzen. Es ist gedeckt“, tönte es aus der Küche.

„Dafür liebe ich dich!“ So kam man gern nach Haus. Sie hängte Jacke und Tasche an die Garderobe, sah zwei Briefe auf der Kommode neben dem Biedermeier-Spiegel, nahm sie und betrat das Wohnzimmer, wo die tiefstehende Wintersonne ihre ganze Pracht entfaltetete. Sie brachte das Mahagoni der englischen Stilmöbel zum Leuchten, ließ die Bücher in den Regalen wie neu aussehen, vergoldete die weißen Vorhänge, gab dem Parkett einen blendenden Glanz und heizte die schwarze Ledergarnitur auf, was Ellen als wohltuend empfand, als sie sich in einen der Sessel setzte.

Der eine Brief enthielt Werbung für ein Möbelgeschäft, der andere ohne Absender und mit schief aufgeklebter Briefmarke war an sie ‚persönlich‘ gerichtet, wie neben der gedruckten Adresse vermerkt war. Sie zögerte. Der Umschlag wirkte schmutzilig und irgendwie unsympathisch. Mit einer Schere, die in einer Schale auf dem Couchtisch lag, öffnete sie vorsichtig das Couvert. Es enthielt ein gefaltetes Din-A4-Blatt. Alles in ihr sträubte sich, sich näher mit dem Papier zu befassen. Wahrscheinlich wieder ein übler Scherz von einem ihrer Problemkinder. Seufzend zog sie das Blatt auseinander. Es enthielt

nur einen Satz in riesigen Buchstaben: ELLEN PETERS, DU HURE MUSST STERBEN !!!!!

„Ach, nee“, sagte sie leise und ließ den Brief fallen. Sie schaute vor sich auf den Boden. Das Rautenmuster des alten Orientteppichs verschwamm vor ihren Augen. Sie hörte Bennos Hantieren mit Geschirr von weit weg. Das Dröhnen in ihren Ohren übertönte alles.

„Was ist?“ Plötzlich die Stimme von Benno, der vor ihr stand und die Küchenschürze noch nicht abgebunden hatte.

„Ach, nichts!“ Sie lachte und sprang auf die Füße. „Nur wieder so ein dummer Scherz von einem meiner Sorgenkinder. Da, lies.“ Sie hob den Brief auf und drückte ihn Benno in die Hand.

„Na, zauberhaft“, sagte er kopfschüttelnd und warf das Papier angewidert auf den Couchtisch.

Sie umarmte ihn und band ihm dabei die Schürze ab. Er roch nach Zwiebeln, und sie ekelte sich davor. Der Appetit war ihr vergangen. „Du bist so lieb.“ Sie erschrak vor der Kläglichkeit ihrer Stimme. Sie räusperte sich. „Nicht daß ich so was ernst nähme, es ist nur so demütigend.“

„Komm erst mal essen, das wird dir gut tun.“ Er faßte sie um die Taille und führte sie zum Eßtisch wie eine Kranke.

Sie setzte sich langsam und brauchte einige Zeit, um sich die Serviette auf den Schoß zu legen. Sie sah das perfekt gebratene Steak mit den Röstzwiebeln und dem Kartoffelgratin auf ihrem Teller und wartete darauf, daß sich der Appetit zurückmeldete.

„Du mußt das jetzt nicht essen.“ Benno lächelte verständnisvoll.

„Aber du hast dir soviel Mühe gegeben.“ Sie schüttelte sich, um sich von dem Druck in ihrem Nacken zu befreien. „Ich lasse mich doch von so was nicht einschüchtern. Denn nichts anderes ist damit beabsichtigt. Einschüchterung. Da glaubt jemand, mich auf diese Weise klein zu kriegen. Aber das läuft nicht. Nicht bei mir!“ Sie griff entschlossen nach Messer und Gabel und hatte nach wenigen Bissen ihr Gleichgewicht wiedergefunden. Sie lachte und nickte Benno aufmunternd zu.

Der zuckte die Achseln und wagte ein kleines Grinsen. „Wie du meinst.“

„Ach, komm. Du hast dich wieder mal selbst übertroffen mit diesen Steaks. Wenn du mal keine Lust mehr hast, Leuten das Autofahren beizubringen, könntest du ein Feinschmecker-Restaurant aufmachen. Du kochst, und ich bediene.“

„Du bedienst?“ Er lachte.

„Ja, ich könnte bedienen“, ereiferte sie sich, „auch wenn du dir das vielleicht nicht vorstellen kannst. Schließlich muß ich ja in meinem Job so was Ähnliches wie Bedienung machen, mich unterordnen, mich anpassen. Mit Arroganz und Bevormundung kommst du da nicht weit.“

„Ach, Ellen, was soll das?“ Er schüttelte ratlos den Kopf.

„Es ist diese Ungerechtigkeit, die mich fertig macht. Diese fehlende Anerkennung. Da reißt man sich den Arsch auf, Tag für Tag, für diese mißbratenen Blagen und deren asoziale Eltern, und als Dank dafür kriegt man solche Briefe!“

„Du sagst immer, daß es dir nicht um Dank geht. Wieso jetzt plötzlich diese Verbitterung?“ Er legte das Besteck auf den Teller und griff nach der Serviette. Da war sie wieder, diese aufreizend feminine Bewegung, mit der er das weiße Tuch zum Mund führte, die Lippen abtupfte und die Mundwinkel sorgfältigst auswischte. Ja, sein Reinlichkeitsbedürfnis. Wie oft sich der Mann am Tag die Hände wusch! In Unschuld, wie es in der Bibel hieß. War er wirklich so unschuldig, wie er wirkte? Sie war sich ziemlich sicher, daß er sie noch nie betrogen hatte, obwohl er ja tagtäglich mit attraktiven Fahr-schülerinnen aufs Engste im Auto zusammensaß. Aber es hätte sie nicht gewundert, wenn er eines Tages mit einem anderen Mann ins Bett gegangen wäre.

Sein Hang, sich mit teurer Kleidung zu schmücken, vor allem mit erlesensten Oberhemden und Schuhen aus Italien, sein Bedürfnis, sich stundenlang die schmalen, langfingrigen Hände, von denen sie sich so gern anfassen ließ, zu maniküren, seine allzu häufigen Besuche beim Friseur und sein Vergnügen beim Kochen und bei Hausar-

beiten könnten Hinweise sein auf eine entsprechende Neigung. Daß er auch noch verdammt hübsch war mit dem üppigen schwarzen Haar und den großen, dunklen, langbewimperten Augen, machte ihn irgendwie verdächtig.

Doch sie verzieh ihm seine kleinen Eitelkeiten, denn ansonsten war er die Bescheidenheit in Person. Und er machte sich gut an ihrer Seite. Jedenfalls wurde sie immer wieder um ihn beneidet. Er galt als der ideale Mann für eine problemlose Ehe. Daß er oft verschlossen und unzugänglich war, konnten Außenstehende natürlich nicht wissen. Dann erstarb bei ihm jegliches Temperament, er hing muffig herum und war selbst zum Lesen nicht fähig. Und wenn ihm seine Leidenschaft für Literatur abhanden kam, war er einfach unerträglich. Der absolute ‚Lahmarsch‘, wie sie ihn dann gern beschimpfte. Hör auf! befahl sie sich. Immer wenn sie innerlich aufgewühlt war, hatte sie diesen grausamen Blick, wie sie es nannte. Dann sah sie alles um sich herum verzerrt und nur die häßliche Seite der Realität. Selbst wenn es ihr im Moment gut tat, ungerecht zu denken, und innerlich über ihren Mann herzufallen, zwang sie sich, ihn anzulächeln und seinen behaarten Handrücken zu streicheln.

„Magst du nicht aufessen?“ fragte sie sanft.

„Gleich, nur einen Moment sacken lassen.“ Er trank von dem Rotwein, den er sich eingeschenkt hatte, ohne sie zu fragen, ob sie auch davon wollte.

Sie griff nach der Flasche und füllte ihr Glas. „Gute Idee, ein bißchen Alkohol ist jetzt genau das Richtige.“ Sie nippte am Wein.

„Ich denke, man sollte die Sache mit dem Brief nicht auf die leichte Schulter nehmen. Vielleicht steckt doch was Ernsthaftes dahinter.“

„Aber ich bitte dich!“ Sie lachte. „Wer sollte mich denn umbringen wollen! Absurde Idee. Nein, nein, man muß so was ignorieren.“

„Wie du meinst.“ Er machte sich wieder über sein Steak her.

„Hättest du nicht Frank auch zum Essen einladen sollen?“

„Wie kommst du jetzt darauf? Es reicht doch, wenn er in der Schule ißt. Außerdem stellt er sein Handy nicht an.“

„Aber du hättest es versuchen können.“

„Zu spät.“ Er lächelte schief. „Vielleicht wollte ich lieber mit dir allein sein.“

„Das war nett gesagt.“ Nach einer kurzen Pause fügte sie leise hinzu: „Eigentlich könnten wir nach dem Essen noch eine kleine Siesta einlegen.“ Plötzlich hatte sie Lust, diesen Mann, den sie eben noch so kritisch gesehen hatte, an und in ihrem Körper zu spüren. Sie aß weiter von ihrem rosa gebratenen Steak und überspielte damit ihre Enttäuschung, weil er auf ihr Angebot nicht einging.

„Kennst du nicht einen dieser Kriminalkommissare noch von damals, von diesem Mord in Tenever?“

„Du meinst den Spengler?“

„Keine Ahnung, wie er heißt, aber du solltest zu ihm gehen. Auf jeden Fall muß der Brief untersucht werden.“

„Ach, ich weiß nicht.“ Obwohl der Magen mittlerweile gefüllt war, fühlte sie sich leer. Wozu die ganze Aufregung? Dieser Brief war doch nicht real, auch wenn er bedrohlich auf dem Couchtisch lag. Es gab keinen Menschen weit und breit, der sich ihretwegen mit Mordgedanken herumschlug. Selbst die härtesten Typen aus der Jugendzene, mit der sie zu tun hatte, waren dazu nicht fähig. Rabauken, die sich schon mal prügelten oder mit Drogen Unfug trieben, aber keine potentiellen Mörder.

„Es wäre leichtsinnig, nichts zu unternehmen. Ich würde dich ja gern begleiten zur Polizei, aber heute nachmittag bin ich komplett ausgebucht. Vielleicht kann Kirsten mitkommen.“

Als wenn wir nichts zu tun hätten, dachte sie ärgerlich. Und wenn er sich wirklich solche Sorgen machte, weshalb aß er dann mit bestem Appetit den Teller radikal leer und wischte noch die letzten Reste mit einem Stück Weißbrot zusammen, um ja nicht das Geringste übrig zu lassen?

„Ich werd's mir überlegen.“ Sie schob den Teller von sich weg und zerknüllte die Stoffserviette, weil sie wußte, daß ihn das störte. Servietten gehörten ordentlich aufgerollt durch die silbernen Ringe gesteckt.

„Nein, ruf jetzt gleich an, solange ich noch da bin. Das wäre mir eine große Beruhigung.“

„Ich mach das vom Büro aus. Ich möchte erst mal mit Kirsten darüber sprechen. Vielleicht frag ich auch Weber um Rat.“

„Was der sagt, ist doch klar. Als dein Vorgesetzter muß er verlangen, daß du sofort die Polizei einschaltest.“

„Laß mich einen Moment in Ruhe überlegen.“ Sie sah den Mann an, der ihr absolut vertraut sein sollte. Er wich ihrem Blick aus und war ihr völlig fremd. Was ging hinter dieser makellosen Stirn vor, auf der sich eine schwarze Locke verführerisch kringelte? Wenn sie ihm zutraute, insgeheim schwul zu sein, konnte er auch noch anderes vor ihr verbergen. Vielleicht war er es, der im tiefsten Inneren ihren Tod wünschte und den Brief geschrieben hatte.

„Okay“, sagte er und stand auf. „Ich werde dann mal abdecken.“

„Warum läufst du vor mir davon?“

„Wie bitte?“ Er erstarrte, hielt in der einen Hand die zusammengerollte Serviette und in der anderen den Silberring.

„Ach, nichts. Vergiß es. Ich bin ein wenig neben der Spur. Du hast recht, ich werde zur Polizei gehen.“

„Na, also.“ Er machte sich an seinen Küchendienst.

Sein selbstgefälliger Ton mißfiel ihr. Sie richtete sich auf und schaute um sich, nahm mit ihren Augen wieder all das in Besitz, was ihr für eine Weile entglitten war. Wenn Benno zu diesem Besitz nicht dazugehören wollte, war das sein Problem.

Als sie im Auto saß, war sie wieder ganz sie selbst. Sie stellte ‚bre-men vier‘ an und hörte Pop-Musik, um sich für ihre Zöglinge auf dem Laufenden zu halten. Sie war unterwegs zum Sozialdienst 5 in der Vahr, wo sie mit Kirsten verabredet war. Sie hatte noch von zu Hause versucht, Kommissar Spengler telefonisch zu erreichen, aber der war unterwegs und erst gegen vier Uhr zu sprechen.

Schon von weitem sah sie Kirsten auf dem Parkplatz stehen und rauchen. Obwohl sie übergewichtig war und zu hohen Blutdruck hatte, konnte sie sich diese Unsitte nicht abgewöhnen. Ellen hatte Ver-

ständnis dafür, hatte sie doch selbst viele Jahre geraucht und nur mit größter Anstrengung schließlich darauf verzichtet.

Kirsten winkte ihr zu und kam näher, als Ellen aus dem Auto stieg. Sie trat die Zigarette aus, warf die Kippe in einen Papierkorb und lächelte schuldbewußt, denn sie schämte sich wegen ihrer Abhängigkeit vom Nikotin. Deshalb umarmte sie die Freundin auch nur flüchtig und wandte das Gesicht zur Seite, damit diese den Geruch nicht wahrnahm.

Ellen lachte. „Nützt nichts. Nimm ein Pfefferminz.“

„Du hast mir vielleicht einen Schrecken eingejagt“, versuchte Kirsten abzulenken. „Hast du den Wisch dabei?“

„Klar. Aber wir sollten nicht soviel daran herumfummeln, bevor die Polizei ihn untersucht hat. Er steckt hier in der Klarsichtmappe.“ Sie ließ Kirsten in ihre Aktentasche schauen.

„Widerlich. Hast du Angst?“

„Ach was! Benno macht sich mehr Sorgen als ich. Du weißt ja, wie er ist. Er muß immer auf Nummer sicher gehen. Vielleicht bringt das der Beruf des Fahrlehrers so mit sich. Bloß kein Risiko.“ Sie lachte und wandte sich schwungvoll dem Amtsgebäude zu.

„Deine Nerven möchte ich haben“, sagte Kirsten verblüfft und folgte der forschen Freundin.

„Ist Weber auch da?“ fragte Ellen über die Schulter.

„Nein, er mußte weg. Ich hab ihn kurz informiert. Er will unbedingt, daß du eine Anzeige machst. Ich soll dir sagen, daß Vorsicht die Mutter der Porzellankiste ist.“

„Ach nee, gibt er mal wieder den besorgten Chef.“

„Er meint das ernst. Er wirkte echt betroffen.“

„Dann hat er bestimmt seine Brille geputzt, als er dir tief und bekümmert in die Augen geschaut hat. Richtig?“

„Du bist unmöglich.“ Kirsten lachte. „Aber genauso war’s.“

Sie betraten ein kleines Büro mit zwei Schreibtischen, zwei Computern, Rollschränken und einem Aktenregal. Keine Vorhänge oder gar Blumentöpfe vor den Fenstern, hier konnte und wollte man

es sich nicht gemütlich machen. Hier schrieben sie ihre Berichte, erledigten Bürokräm und telefonierten, wenn es nötig war.

Sie zogen ihre Anoraks aus und setzten sich gegenüber. Ellen lehnte sich zurück und streckte die Beine lang aus. Kirsten beugte sich über den Schreibtisch und bettete ihre üppigen Brüste auf die Schreibunterlage. Sie hatte ihr blondes, halblanges Haar zu einem kleinen Pferdeschwanz zusammengebunden, was das runde Gesicht schmaler wirken ließ, ihre hellblauen Augen mit dunklem Lidschatten vergrößert und den üppigen Mund unter der kleinen Nase in pink geschminkt. Sie war hübsch auf eine etwas vulgäre Weise, und ihr molliger Körper hatte noch akzeptable Konturen. Da war nichts aus dem Leim gegangen, nur alles in doppelter Portion vorhanden. Und es gab Männer, die so ein Angebot zu schätzen wußten, auch solche mit Geschmack. Eine Rubensschönheit, hatte Benno mal gesagt, obwohl der die knabenhaften Frauen bevorzugte.

„Was schaust du mich so an?“ fragte Kirsten verunsichert.

„Eine Frau wie dich würde bestimmt niemand umbringen wollen.“

„Was soll das jetzt heißen?“

„Du bist ein Frauentyp, der bei jedermann nur positive Gefühle weckt.“

„Ich weiß nicht, worauf du hinaus willst.“ Kirsten verzog das Kindergesicht, schaffte es aber nicht, ihre Irritation auszudrücken.

„Du bist mollig, mütterlich, sanft, fängst Aggressionen ab wie ein riesiger Wattebausch.“

„Wie ein Kompliment klingt das nicht gerade.“ Ihr Gesicht verschloß sich.

„Ist es aber. Und ich beneide dich deswegen. Ein wenig von deiner Weichheit, deiner Nachgiebigkeit würde mir sicher sehr helfen.“

„Aber du bist doch diejenige, die überall groß rauskommt. Neben dir fühle ich mich oft wie ein Mauerblümchen. Aber wie reden wir überhaupt miteinander! Haben wir es nötig, so blöde Vergleiche anzustellen?“

„Ja, ich schon. Manchmal brauche ich den Blick aufs Grundsätzliche. Jedenfalls heute. Merkst du nicht, wie sehr du mir hilfst, einfach durch deine Gegenwart?“

„Ich bin halt nicht zu übersehen mit meinen achtzig Kilo. Das meinst du doch, oder?“

Beide brachen fast gleichzeitig in Gelächter aus.

Sie erkannte Kommissar Spengler sofort wieder. Die rundliche Figur und das freundliche, breite Gesicht hatten sich kaum verändert, obwohl es Jahre zurücklag, als sie sich bei dem Mordfall in Tenever kennen gelernt hatten. Besonders die verschmitzt blinzelnden blauen Augen hatten es ihr angetan. Daß er so vertrauenerweckend väterlich wirkte, kam ihm bei seiner Arbeit sicherlich sehr zustatten, sagte aber wenig über seinen wirklichen Charakter. Er war ein Polizist und vermutlich entsprechend abgebrüht. Aber immerhin erinnerte er sich an sie, denn er begrüßte sie mit einem: „Hallo, Frau Peters.“

Er teilte das Büro mit einem wesentlich jüngeren Mann, den sie nicht kannte, der aber unverkennbar ‚Bulle‘ war, kurzhaarig, sportlich, mit kräftiger Nase und dunklem Schnauzer, das Kinn betont durch ein markantes Grübchen. Der eine Maigret, der andere Dirty Harry, dachte sie und mußte lachen.

„Was amüsiert Sie?“ fragte Spengler, der sich erhoben hatte und ihr eine feste, warme Hand reichte.

„Ach, nichts.“ Ellen schüttelte den Kopf. „Das ist meine Kollegin und beste Freundin Kirsten Lange.“

„Spengler.“ Er gab seine sympathische Hand an Kirsten weiter. „Und das ist mein Kollege Friedberg.“ Er nickte in Richtung des anderen Polizisten. Man wünschte sich einen guten Tag. „Bitte, nehmen Sie doch Platz.“ Spengler wies auf zwei einfache Stühle, die vor seinem Schreibtisch standen.

Irgendwie sehen Büros alle gleich aus, dachte sie und schaute sich um. Dieses hier war wesentlich größer als das im Sozialamt, aber genauso ungemütlich, ohne persönliche Details. Nur ein Foto von einem Segelboot hing hinter Spengler an der Wand. Ansonsten